
SENTIMENTALE POLITIK

Rezension von: Cora Stephan,
Der Betroffenheitskult.
Eine politische Sittengeschichte,
Rowohlt, Berlin 1993, 191 Seiten,
DM 29,80.

Die begabte Essayistin und Polemikerin, eine scharfe Beobachterin der Zeitereignisse, bemüht sich, eine Grundthese plausibel zu machen: Wir leiden unter einem „Betroffenheitskult“, der demokratische Verfahren, gestaltende Politik und nationale Identität zunehmend ersetzt – aber eben in Wahrheit nicht ersetzen kann. Die These ist nicht neu, aber gut, und die Autorin versteht es mit ihrem farbig-flotten Stil, sie an Details plausibel zu machen. Dabei fallen Erkenntnisse ab über die aktuelle Parteienentwicklung in Deutschland, das Erbe der Achtundsechziger, das Nationsdilemma, die moderne Konsumkultur und vieles andere. Es geht natürlich um eine Skizze der gegenwärtigen Bundesrepublik; aber da sich die Österreicher oft weniger von den Deutschen unterscheiden als sie sich einbilden, ist das Buch auch zur austriakischen Selbstbesinnung brauchbar. Einige Stichworte sollen auf das Lesevergnügen vorbereiten.

1. *Was ist der Betroffenheitskult?*
„Der Betroffenheitskult, oder, sagen wir es freundlicher, das tagtägliche Engagiertsein, ein moralisches, ein bisweilen sentimentales Verhältnis zur Welt ist insbesondere den ‚gutwilligen Kreisen‘ der Bundesrepublik zum Ersatz einer nationalen Identität geworden.“ (S. 17) Wir finden diesen Kult überall, am „Betroffenheitsgestus politischer Minderheiten“ (S. 31) wie auch am allgegenwärtigen „Gefühlsprech“ (S. 18).

2. *Was sind die Folgen des Betroffenheitskults für die Politik?* „Das Vorur-

teil, daß, wer Gefühl zeige, der ehrlichere Mensch sein müsse, fegt im heutigen politischen Geschäft dem schlitzohrigen Selbstdarstellertalent die Bühne frei.“ (S. 41) In der gefühlsechten Antwort sind mittlerweile alle geübt. Wer über Sachverhalte reden und Argumente einbringen will, gilt als gefühlskalt und obszön, er scheint etwas zu verbergen. Politik wird daher zunehmend sentimentalisiert, Wahlen werden zu ausschließlichen Geschmacksurteilen. „Im Konfliktfall verlassen sich die Deutschen nicht auf Institutionen, Regeln und Kontrollmechanismen, sondern fordern panisch das Unmögliche: den guten Menschen, ‚Politik in erster Person‘, Unmittelbarkeit.“ (S. 131) Das aber ist ein tiefes Mißverständnis einer demokratischen Ordnung, deren Wesen eben nicht darin besteht, daß sie ihre Kommandostrukturen mit Heiligen bestückt, sondern die darauf baut, daß ihre Regelsysteme und Kontrollmechanismen ausreichen, einen Kurs zu steuern, der im großen und ganzen den Wünschen der Menschen entspricht. Die neuen Politikertypen sind versiert in der Bekundung von Glaubwürdigkeit und Nachdenklichkeit, sie verweisen die Pflicht souverän unter die Sekundärtugenden und bekunden, sich von der Politik nicht „verbiegen“ lassen zu wollen.

3. *Sind denn Formalitäten besser als Betroffenheiten?* In der Tat: Denn die (basisdemokratisch-emotionelle) Politisierung der Bürger geht einher mit der Entwertung der etablierten Politik, die allseitige Demokratisierung mit einer zunehmenden Ignorierung demokratischer Grundmechanismen. Aber genau daran ist zu erinnern: daß die Demokratie letztlich von Formalitäten lebt (wie im Konfliktfall leicht erkennbar ist); daß der moralische Aufschrei nicht weit reicht, wenn es der Staat verabsäumt, sein Gewaltmonopol durchzusetzen; daß Höflichkeit nicht repressives Relikt einer heuchlerischen Gesellschaft ist, sondern einen überlasteten und unsicheren öffentlichen

Raum strukturiert. Der Verlust der Höflichkeit, des „guten Benehmens“, ist überhaupt charakteristisch: Ritualisierte Verkehrsformen haben den Sinn, den einzelnen in die Lage zu setzen, mit unbekannten Menschen, denen er gefühlsmäßig nicht verbunden ist, zu verkehren; sie sind „Rettungsanker der Zivilität“ (S. 65). Gerade da sie nicht mehr „höflich“ sind, tun sich die Individuen heutzutage schwer miteinander. Das ist kein elitäres Getue: Vielleicht wäre es besser, zu den Ausländern höflich zu sein, statt das absurde Ansinnen zu stellen, sie zu lieben.

4. *Ist Politikverdrossenheit aus der Betroffenheitsattitüde zu erklären?* So ist es. Das bißchen Bereicherungslust und Amtsmißbrauch, das es immer (und meist in größerem Ausmaß) gegeben hat, rechtfertigt ohnehin nicht die allseitige Entrüstung über die politische Klasse: Nicht nur, daß Führungskräfte in der Wirtschaft (bei leichteren Jobs) das Zigfache dessen verdienen, was Politiker nach Hause tragen, auch die Entrüstung über falsche oder fehlende Politikentscheidungen wäre weit eher am Platz als jene über Unterschleife da und dort. „Die kleinen Sünden der Politiker sind das Spielmaterial, mit denen ihr politischer Gegner sie gegebenenfalls aus dem Geschäft räumen kann, begleitet vom Beifall der Öffentlichkeit.“ (S. 35) Die verdrossene Betroffenheitshaltung schlägt auch auf den Bürger zurück. Die politische Klasse hat der „Basis“ ihre Gestaltungsansprüche bereits zurückgespielt; die These von der Dominanz der „Gesellschaft“ gegenüber der „Politik“ ist „von einer progressiven Behauptung des mündigen Bürgers gegen den Obrigkeitsstaat ... zum Entlastungsangriff der politischen Klasse auf den verdrossenen Bürger geworden“ (S. 36). Immer öfter wird den Bürgern (mit Recht) vorgehalten, man könne nicht für alles den Staat verantwortlich machen; Umdenken müsse bei der Gesellschaft beginnen. Zugleich aber beobachtet man die

„Grenzen des Engagements“ (S. 70), eine beginnende Partizipationsverweigerung der Bürger, deren Betroffenheit von den Politikern nunmehr eingefordert wird.

5. *Waren an all dem nicht auch die Achtundsechziger schuld?* „Die eigentlichen Greise sind wir, die 40jährigen Kinder der Bundesrepublik. Uns hat das Erdbeben (von 1989) kalt erwischt“, sagt Patrick Süskind. Aber kann man den ältlich gewordenen Quasi-Revolutionären wirklich alles auflasten? Diese Generation, so Cora Stephan, hat wahrlich keinen Grund, sich zu feiern, sie eignet sich aber auch nicht als Sündenbock für jeden Mangel der modernen Zeit. Die „Marschierer durch die Institutionen“ haben sich die Bundesrepublik, als mittlerweile durch ihr Wirken freundlicheres und unordentlicheres Land, längst angeeignet, so sehr sogar, daß sie sich 1989 das Erworbene, wie weiland die Eltern, nicht kaputt machen lassen wollten. Mit schneidender Schärfe stellt die Autorin fest: „Konkurrenzlos mies war der Mittelklasse-Affekt der linksliberalen Schickeria gegen die bei Aldi dem ‚DM-Nationalismus‘ (Habermas) hinterherlaufenden Bananen-Zonis, eine Konsumverachtung, die jenen besonders gut zu Gesicht stand, die ihre Austernphase bereits hinter sich hatten.“ (S. 82)

6. *Haben die Akteure dieser Generation ihre seinerzeitigen Fehler erkannt?* Viele genießen sich heute. „Wenn man sich heute die Filme von '68 anschaut, die Reden anhört, dann ist das eine Katastrophe. Es tut richtig weh“, gesteht Daniel Cohn-Bendit. Man denke nur an die Versammlungsdemokratie in den Hörsälen der Nation, an diese „Darstellungssorgien autoritärer Charaktere“ (S. 85). „Mit perfide-perfektem Gespür für die Schwachstellen im Charakterpanzer, wie sie alle jüngeren Generationen auszeichnet, holten die Rebellen das aus der Schublade der Geschichte, was den Älteren am meisten weh tun mußte

– die Mao-Bibel und die Phrasen der ‚Besitzer‘ von ‚drüben‘, der DDR, angereichert mit unbürgerlichem Habitus und amerikanischer ‚Negermusik‘.“ (S. 87) Leider blieb es nicht immer so harmlos: „Die aus dem beliebten Che-Guevara-Poster abgeleitete Verwechslung von Urwald und Bundesrepublik verlängerte präpubertäres Räuber- und Gendarm-Spiel in eine blutige Tragödie.“ (S. 89) Aber hinter den politischen Unsinnigkeiten verbargen sich Modernisierungs-, Individualisierungs- und Informalisierungsschübe: die voranschreitende Freisetzung aus familiären Bindungen und sozialen Milieus, aus religiösen und arbeitsethischen Verpflichtungen, aus festgefühten Mustern des Geschlechterverhältnisses, die Absetzung von der Elterngeneration und dem Nachkriegsamerikanismus. „Wer heute die Exzesse des antiautoritären Gestus beklagt, sollte die Abkehr vom alten autoritären Erziehungsstil der Eltern auch der wütenden Erkenntnis geschuldet war, daß Disziplin und Gratifikationsaufschub, die ganzen Selbstverkrüppelungen und -beschränkungen, die alten verstaubten Sekundärtugenden, sich einfach nicht mehr lohnten.“ (S. 101) Angesichts von Massenuniversitäten und Entprivilegierungen galt es, „der Aussicht, sich als arbeitsloser Akademiker durchs Leben schlagen zu müssen, die höheren Weihen einer radikal antibürgerlichen eigenen Entscheidung zu verleihen“ (S. 100).

7. *Wie läßt sich – zusammenfassend – die Bundesrepublik beschreiben?* Es ist ein Land (und man kann dabei durchaus auch an Österreich denken), das es sich „im Schutz des Eisernen Vorhangs zwischen Betroffenheitskult und Lebenswelt bequem gemacht hatte, deren Bürger, sympathisch und weltfremd, beträchtlichen Wohlstand mit hoher Moral zu verbinden gelernt hatten und deren Politiker sich am liebsten zwischen Provinz und Europa aufhielten – also im Niemandsland“

(S. 15); es ist „ein Puppenhaus im Wohlstandstango, bevölkert von Märchenprinzen, Quotenfrauen und Peaceniks“ (S. 23), mit einer pragmatischen Regierung im „vorausseilenden Populismus“ (S. 25); in den Achtzigern war es, nach dem Abstreifen jeder Untertanenmentalität und jedes obrigkeitsstaatlichen Denkens, fast ein „Habermassches Diskursparadies“ (S. 27), zugleich aber ein Land von „abgrundtiefer Rüpelhaftigkeit“ und „misanthroper Grundstimmung“ (S. 63 f.). Und weiters, was auf Österreich wohl weit weniger zutrifft, finden wir in Deutschland eine Gesellschaft, die in ihrer protestantischen Innerlichkeit glaubt, auf einem „emphatischen Gemeinschaftsbegriff“ bauen zu müssen (S. 69); das Land der vollentwickelten Neuen Bescheidenheit (S. 80) und der aus schuldbeladener Erinnerung gespeisten „Wachsamkeit und Widerstandsbereitschaft rund um die Uhr“ (S. 102); das „postnationalistische Dorfgemeinschaftshaus“ (S. 123); ein Land, in dem sich alle zu Opfern stilisieren (S. 115).

8. Cora Stephan hat Richard Sennets „Tyrannei der Intimität“, Gerhard Schulzes „Erlebnisgesellschaft“, Norbert Elias' „Studien über die Deutschen“, Helmuth Plessners „Grenzen der Gemeinschaft“ und dergleichen einschlägige Lektüre mit Gewinn hinter sich gebracht. Was sie bietet, ist ein Essay, keine Analyse; eher Zeitgeschichtsschreibung als Sozialwissenschaft; eher Streitschrift als nüchterne Darstellung. Man wünscht sich öfters eine derartige journalistische Aneignung soziologischer Befunde. Denn insgesamt trägt die Autorin in einer Situation, die durch die Intimisierung der Politik, durch Gefühligkeit statt Argumentation, durch emotionale Ansprechbarkeit statt argumentativer Überzeugung gekennzeichnet ist, ein „unzeitgemäßes Plädoyer für die Wiedergewinnung der Dimension des Politischen“ vor.

Manfred Prisching